

Mut gegen die Mächtigen

Eine alte Tugend und ihre stille Karriere: Es braucht Menschen, die entschlossen für die Armen von heute aufstehen - mit Elisabeth von Thüringen

von Heino Falcke

Der Geburtstag Elisabeth von Thüringen jährt sich 2007 zum achthundertsten Mal. In Eisenach wird im Mai ein Kirchentag gefeiert, der – in Gedenken an sie – unter dem Thema »Mut zur Barmherzigkeit« steht. Das ist es in der Tat, was an dieser jungen Frau so beeindruckt: ihr Mut zur Barmherzigkeit. Von der gerade aufbrechenden franziskanischen Bewegung ergriffen, bewies sie diesen Mut, indem sie Rollenerwartungen, die sich an sie als Landgräfin richteten, durchbrach und nach dem Tode ihres Mannes Ludwig ihr Engagement für die Armen gegen politische Widerstände durchzusetzen wusste.

Das kulturelle Gedächtnis hat vor allem ihr Herz und ihre Beherztheit für die Armen aufbewahrt. Und dass wir im Jahr 2007 bei allen optimistischen Wirtschaftsprognosen Barmherzigkeit – und Mut zur Barmherzigkeit – brauchen werden, muss nicht erklärt werden: Ein Elisabethjahr trifft in die soziale Situation unserer Gesellschaft heute.

Deutschland darf nicht als armes Land schlechtgeredet werden. Es ist reich, hat eine starke Exportwirtschaft und großes privates Vermögen. Zugleich breitet sich in diesem reichen Land private Armut und eine Verarmung der öffentlichen Haushalte aus. Diese Kluft ist das soziale Problem. Darauf antwortet die Forderung einer »vorrangigen Option für die Armen«, wie sie schon das kirchliche Jahrbuch Gerechtigkeit im Jahr 2005 formuliert. Diese Option nimmt aber zugleich auch die Reichen in die Pflicht.

Mit der vorrangigen Option für die Armen sind wir dicht bei Elisabeth. Sie ist mit der franziskanischen Bewegung auch im gesellschaftlichen Kontext des entstehenden Frühkapitalismus zu sehen.

Auf der Seite der Reichen und Mächtigen stehend, vollzog Elisabeth genau diese Option: Sie ergriff Partei in einer gesellschaftlichen Konfliktsituation. Wir dürfen Elisabeth, die Heilige, also nicht als exotisches Original sehen, um sie nur für religiöse Erbaulichkeiten in Anspruch zu nehmen. In den extremen sozialen Gegensätzen ihrer Zeit lebte sie ein Engagement, das sozialpolitische Konsequenzen implizierte und politisch konfliktrichtig war.

Dieser sozialetische Zugang reicht jedoch nicht, um Elisabeth wirklich zu begegnen. Ihr Einsatz für die Armen ist unablösbar mit ihrer – wohl hauptsächlich durch Franz von Assisi geprägten – Christusfrömmigkeit verknüpft. Sind Kirche und Gesellschaft, speziell in Ostdeutschland, in ihrer religiösen Verfasstheit auf die Begegnung mit dieser Christumystikerin gefasst?

Das kurze Leben dieser jungen Frau – sie starb mit 24 Jahren – war durch die mystische Vereinigung mit dem »armen Jesus« geprägt. Ihn brachte sie nicht nur zu den Armen – bei ihnen suchte und fand sie ihn. Das gab diesem Leben seine unglaubliche Leuchtkraft über Jahrhunderte hin. Sind wir dafür aufgeschlossen und wahrnehmungsfähig?

Was der evangelische Theologe Wolf Krötke »Gewohnheitsatheismus« genannt hat, dürfte immer noch die Haltung der ostdeutschen Mehrheit treffend kennzeichnen. Auch religiöse Aufbrüche an der Kirche vorbei in nennenswerter Zahl sind kaum wahrzunehmen. Die Kirche wird von der Politik zwar als civil religion – als »Werte-Lieferant« – in Anspruch genommen, doch ist das eher ein politisches als ein religiöses Phänomen.

Aber immerhin: Die Kirche als Institution und Gemeinde ist von einem Hof umgeben, in dem sich wohlwollend und interessiert Distanzierte aufhalten. Nach meinem Eindruck wird dieser Hof größer, und die Mentalität der sich dort Aufhaltenden wandelt sich zu einer distanzierten Sympathie. Das zeigt sich – plural und sehr bunt –

- im zunehmenden Engagement von Menschen in Kirchbauvereinen. Nach dem Motto: »Unsere Kirche soll im Dorf bleiben«;
- im Interesse an der die gesellschaftliche Umwelt prägenden christlichen Tradition. So fand zum Beispiel die Reparatur der Erfurter Domglocke Gloriosa große öffentliche Anteilnahme der Erfurter;
- in der Beteiligung an Passage-Riten ermäßigter Verbindlichkeit. Zum Beispiel das Erfolgsmodell der Feier der Lebenswende anstelle der Jugendweihe. Oder das positive Echo auf das Taufjahr 2006 in der Kirche Mitteldeutschlands;

- in der Suche nach Hilfestellung bei der Kirche in öffentlichen Krisensituationen. Siehe etwa das Inanspruchnehmen der Kirchen nach dem Gutenberg-Attentat 2002 in Erfurt;
- in der Wahrnehmung der Kirche als Zuflucht in persönlichen Krisen. Ein Spiegel dafür sind die Gebetszettel an den Gebetswänden unserer Kirchen.

Generell ist von diesem religiösen Interesse zu sagen: Es ist bedürfnisgeleitet. Kirche, Religion, Frömmigkeit sollen mir etwas bringen. Dieses bedürfnisgeleitete Interesse ist damit zugleich ein auswählendes Interesse. Wie werden diese kirchlich Sympathisierenden und Elisabeth einander begegnen? Werden sie sich wirklich begegnen? Und was wird in dieser Begegnung aus Elisabeth, was aus den Sympathisanten?

Die skizzierte Religiosität lässt zweierlei erwarten: Zum einen ein ästhetisches Verhältnis zu Elisabeth. Man bleibt in der Rolle des Betrachters – wie vor dem Moritz-von Schwind-Zyklus auf der Wartburg. Die junge Fürstin, die sich zu den Armen beugt: Das ist edel, anrührend, das ist schön. In diesem Zusammenhang wird dann auch die Legende der Verwandlung von Brot in Rosen gedeutet. Überhaupt, die Wundergeschichten: Wie poetisch, und wie gut, dass es gut ausgeht – wie im Märchen! Das ästhetische Verhältnis zu Elisabeth befriedigt die postmateriellen Bedürfnisse. Elisabeth tut einfach gut. Und das ist ja gar nicht mal schlecht.

Zum anderen lässt die Religiosität der distanzierten Sympathisanten ein konsumtives Verhältnis zu Elisabeth erwarten. Diese Frau in ihrer strahlenden Liebe – mit den offenen Armen für alle und mit den gebenden Händen – ist das Inbild dessen, was wir ersehnen in dieser Welt der sozialen Kälte. Das Elisabethbild changiert hier hinüber in das Marienbild der großen Mutter mit dem Schutzmantel.

Wer sich heute – wie die evangelische Kirche an vielen Orten – als Angebotskirche versteht, muss sich fragen: Müssen wir nicht auf diese Bedürfnisse eingehen? Gewiss. Nur sollten wir unser »Angebot« nicht von dem Bedürfnis her definieren lassen. Eine Kirche für andere gerät sonst in den Sog des Utilitarismus, der alles am Nutzen misst, den »es mir bringt«. So wird die Begegnung mit Elisabeth verfehlt, vor allem die Begegnung mit ihrer franziskanischen Christusspiritualität, wie sie der Jenaer Kirchenhistoriker Volker Leppin herausgearbeitet hat. Denn: Die Gestalt der Elisabeth muss ja geradezu als Kritik dieses utilitaristischen Zeitgeistes verstanden werden, den man die eigentliche Religion unserer Gesellschaft nennen kann. Er bestimmt, wie wir Menschen und Mitgeschöpfe wahrnehmen. Wertschätzungen – mögen sie auch postmodern immateriell daherkommen – bemessen sich an Verwertbarkeit.

In Elisabeth begegnen wir der Alternative. Aber es ist nicht eine moralische, sondern eine spirituelle. Elisabeth kritisiert den Zeitgeist nicht durch rigoristische Moralität, sondern durch die Ausstrahlung gelebter Spiritualität. Nicht mit einem fordernden Altruismus, sondern mit der Christusfrömmigkeit der Elisabeth ist der Herrschaft des Nützlichkeitsdenkens zu begegnen. Aus dieser Quelle erwächst das Schöne, das uns an Elisabeth anrührt und aus der Dürre unserer Rechenwelt herausführt. Aus dieser Quelle fließt die Barmherzigkeit, die wir ersehnen.

In welchem Sinn kann Elisabeth für uns Vorbild sein? Nicht in dem Sinn, dass an die Stelle der ästhetischen und der konsumtiven nun eine ethische Wahrnehmung ihrer selbst als moralisches Vorbild träte. Begegnen wir Elisabeth in ihrer Spiritualität, so ist klar: Ein ethisches Vorbild kann man nachahmen. Nicht aber eine Spiritualität.

Die Spiritualität Elisabeths verweist auf Christus. Im Kern geht es um die Gegenwart und Vergewärtigung des »armen Christus« und des »Christus für die Armen« in denen, die ihm nachfolgen, aber auch in den Hilfsbedürftigen, mit denen er sich identifiziert. Die Spiritualität Elisabeths hat also Verweischarakter. Sie verweist auf den Christus, der sich in ihrer Liebe für die Armen vergewärtigt. Diesem Verweis zu folgen heißt nicht, Elisabeth nachzuahmen, sondern dem Christus der Armen heute nachzufolgen. Es gilt, schöpferisch auf heutige Herausforderungen einzugehen. Um es in Anlehnung an Dietrich Bonhoeffers berühmte Frage zu formulieren: Wer ist der Christus der Armen für uns heute?

Wie können uns bei dieser Suche Gestalten wie Elisabeth, die Heiligen, die Märtyrer, die Väter und Mütter im Glauben helfen? Dazu sagt der Theologe Fulbert Steffensky: »Die Toten bilden uns. Sie sind der Strom, der unser Leben trägt. Sie sind der Mantel, der unser eigenes Leben wärmt. Die Toten wärmen uns mit ihren Mänteln, mit ihrer Standhaftigkeit, mit ihrem Abscheu vor Gewalt, mit ihrer Treue zu den Armen, mit ihrem Wunsch nach Gerechtigkeit für alle. Das sind die Mäntel, das ist der Geist, den sie uns hinterlassen haben. Wir können, wir müssen den Satz auch umkehren: Wir müssen die Toten wärmen. Denn ihre Träume sind nicht ausgeträumt. Noch gibt es all das im Land, wogegen sie gearbeitet haben. Wir müssen die Träume der Toten weiterträumen.«

Das Handeln der Elisabeth kann in unserer Gesellschaft auf der Linie sozialer Tugenden aufgenommen werden: Mitgefühl, Barmherzigkeit. Das kann sozialpädagogisch ausgeweitet werden: Bildung zu einer Kultur der Barmherzigkeit. Es kann auch wertheologisch aufgegriffen werden. Das exemplarische Handeln solcher Gestalten in unserer kulturellen Tradition bildet nämlich Werte, die unsere Gesellschaft tragen. Grundwerte.

Damit sind aber zwei Merkmale von Elisabeths Engagement noch nicht erfasst: der gesellschaftskritische Aspekt und der nicht nur karitative, sondern sozialpolitisch-strukturelle ihres sozialen Engagements.

Elisabeth geriet durch ihr soziales Engagement in Konflikt mit ihrem eigenen Milieu der wirtschaftlichen und politischen Herrschaft. Das durch seine Symbolsprache und Poesie so berühmt gewordene Rosenwunder signalisiert ja vor allem diesen Konflikt und Elisabeths zivilen Ungehorsam. Gott ergreift für sie Partei und schützt sie wunderbar davor, dass der latente Konflikt ihrer Wohltätigkeit mit der herrschenden Gewalt ausbricht. Weiter wird überliefert, dass Konrad von Marburg ihr riet, nichts zu essen, von dem sie nicht sicher sei, dass es ohne Ausbeutung bereitgestellt ist. So übte sie oft an der höfischen Tafel Konsumverzicht. Sie durchschaute also die strukturellen Zusammenhänge der Armut und verweigerte die Beteiligung an ihnen.

Es wäre eine Verharmlosung, ja harmonistische Verzeichnung der Elisabethgestalt, wollte man sie staatstragend und konservativ vereinnahmen. Um ihr gerecht zu werden, müssen wir vielmehr die Konfliktzonen und Brennpunkte aufsuchen, wo eine vorrangige Option für die Armen heute mit den Machtstrukturen, dem Recht und der herrschenden Meinung unserer Gesellschaft in Streit und politische Auseinandersetzung gerät. Als Beispiele wären die Ausländerpolitik, Abschiebungspraxis und Kirchenasyl, aber auch soziale Protestaktionen gegen Arbeitsplatzabbau und Ähnliches zu nennen. Im Elisabethjahr darf das nicht ausgeblendet werden, wenn seine Glaubwürdigkeit nicht aufs Spiel gesetzt werden soll.

Schließlich ist daran zu erinnern, dass Elisabeth ihren Besitz nicht in emphatischer Hingabe an die Armen verschenkt hat, sondern nach dem Tod ihres Mannes um ihr Erbe kämpfte und es in institutionelle Hilfe für die Armen investierte. Dem entspricht heute das über karitative Hilfe hinausgehende sozialpolitische Engagement von Kirchen und Christen, das auch systemkritische Fragen nicht scheuen darf.

Heino Falcke, geboren 1929, Theologe, ist Propst im Ruhestand. Er ist einer der bedeutendsten Denker der evangelischen Kirche in Ostdeutschland. Ein Thema, an dem er bis heute intensiv arbeitet, ist die christliche Existenz im säkularen Staat. Heino Falcke ist auch entscheidender Vordenker des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

Aus Publik Forum, Nummer 23, 2006